



Ein Arbeiter hatte sich einen Fernseher gekauft. Der Techniker kam, stellte den Apparat auf und erklärte alles: die verschiedenen Knöpfe, die verschiedenen Kanäle, die Programme, die beste Stellung des Apparates, er erklärte, wie die Antenne funktionierte – er erklärte alles. Es gab nichts, was nicht erklärt worden wäre. Nur eines vergaß er: den Apparat ans Stromnetz anzuschließen. Am Abend lud der Arbeiter dann die ganze Nachbarschaft ein: alle sollten bei der Einweihung dabei sein. Er räumte das Wohnzimmer auf und stellte die Stühle ordentlich hin. Der große Augenblick war gekommen! Er bat um Ruhe, drückte den Knopf und setzte sich auf seinen Stuhl. Alle blickten voll Erwartung ..., die Zeit verging. «Ja, das muß so sein, Leute! Der Fernseh-techniker hat gesagt, die Röhren müssen erst warm werden, und das dauert etwas.» Sie warteten zwei Stunden. Nichts geschah. Alle gingen nach Hause, voller Enttäuschung. Der Fernseher funktionierte nicht. Anstatt alle Einzelheiten zu erklären, hätte der Techniker besser daran getan, den Apparat ans Stromnetz anzuschließen. Alles übrige hätte der Arbeiter im Lauf der Zeit dann schon von selbst entdeckt. Die Intelligenz dazu hat er.

Genauso kann es geschehen, wenn man dem Volk die Bibel erklären will: Wir erklären alle Dinge, alle Einzelheiten. Aber wir vergessen, die Bibel an das Netz des Lebens anzuschließen, in dem die Kraft des Geistes wirkt, die überhaupt erst zum Sehen verhilft und den «Apparat» der Bibel erleuchtet. Das Volk trifft sich bei seinen Versammlungen, drückt den Knopf der Bibel, doch nichts geschieht. Sie blicken auf einen Apparat ohne Ton und Bild – er spricht nicht vom Leben. Sobald die Bibel aber ans Netz des Lebens angeschlossen ist, beginnt Kommunikation, und in der so entstandenen Kommunikation wird das Volk von selbst die Bedeutung der Bibel für das eigene Leben entdecken. Die Intelligenz dazu hat es.

Carlos Mesters

Die Glut kommt von unten

Der obige Text stammt aus Brasilien. *Carlos Mesters* ist der dort bekannteste Autor für volksnahe Exegese und Bibelpastoral. Die Erfahrung, die er mit diesem Text wiedergibt, steht am Schluß einer «Studie über die Eingangstür in die Welt der Bibel». ¹ Sie beginnt denn auch mit einem «Gleichnis von der Tür», und zwar von der Türe ins «Haus des Volkes»: «Die Tür blieb offen Tag und Nacht. Und die Schwelle war abgenutzt, weil viele Menschen darüber gegangen waren.» Eines Tages aber kamen zwei Gelehrte. Sie wollten das weitherum bekannte Haus erforschen. Vor lauter Ehrfurcht benützten sie eine Seitentür und vor lauter Forschung – sie brachten viel Unbekanntes zum Vorschein – erreichten sie, daß die Menschen ebenfalls in Ehrfurcht vor dem Haus erstarben und draußen blieben. Der nicht mehr benützte Haupteingang an der Straße wurde von Unkraut und schließlich von Gebüsch überwuchert, bis eines Tages ein alter Bettler sich dort niederlegen wollte und entdeckte, daß die Türe noch einen Spalt offen geblieben war. Andere arme Leute folgten ihm, und bald einmal hieß es unter ihnen: «Das Haus gehört uns». Unter den beiden Gelehrten aber kam es ob der Neuankömmlinge zum Streit. Der eine fühlte seine ganze Arbeit – Ausgrabungen in der Tiefe, bloßgelegte Malereien an den Wänden usw. – bedroht. Der andere entgegnete: «Das Haus gehört nicht Dir».

Dieser andere ist offensichtlich *Mesters* selber. Die Parabel hat er viel schöner und ausführlicher, als dies hier möglich ist, erzählt. Auch er benützt jetzt die Vordertür und bekennt: «Die Schönheit des Hauses sah er nun ganz neu: in dem Licht der Straße, das mit der Freude des Volkes hereinkam.» *Mesters'* ganze Existenz (er lebt in Belo Horizonte) ist heute die eines Exegeten der Bibel und der brasilianischen Wirklichkeit. So durchdringen sich Lehren und Lernen, das Mitgebrachte und immer neue Basiserfahrungen. Sie entfachen die Glut. Daß diese von «unten» kommt, kündigt soeben ein neuer Buchtitel²: Texte einer Theologie «aus der eigenen Erde» – auch solche von *Carlos Mesters*.

L. K.

¹ Por trás das palavras (Hinter den Wörtern), Petrópolis 1975; Deutsche Ausgabe in Vorbereitung.

² «Die Glut kommt von unten» (vgl. letzte Seite).

AFRIKA

Christentum und Islam im Niger: Das sechstgrößte, aber eines der ärmsten Länder Afrikas – Die wandernden Stämme des Sahel wurden Träger der Botschaft von dem Einen Gott – Aber der Islam blieb stehen, als das Christentum sich entwickelte – Soziales Gefälle: Vom reichen Weißen und Christ zum armen Afrikaner und Moslem – Neubewertung auf eigene Werte bei Staatschef Seyni Kountché – Bischof Berlier als Islamfreund – Diskreter Aufbau einer nigrischen Kirche – Unter Halbnomaden und islamischen Tuareg – Im Zentrum des Uranabbaus – Islamischer Staat wäre Anachronismus – Noch wenig Bedarf nach Dialog, aber heutige Grenzziehung immer weniger Christentum/Islam und immer mehr Gläubende/Nichtgläubende.

Marietta Peitz, Waakirchen

HOLLAND

Theologische Hochschulen und Theologiestudenten: Woher die Abnahme der Priesteramtskandidaten? – Ist die Ausbildung an den Fakultäten (an Stelle der vielen Priesterseminarien) schuld? – Ihre Schaffung war Folge, nicht Ursache des Rückgangs – Soziologische Untersuchung über Herkunft und heutiges Wirken der Theologiestudenten 1967–1978 – Die Frage nach dem «Ertrag» der Ausbildung – Vier Fünftel der Absolventen arbeiten im religiös-kirchlichen Sektor – Vergleich mit Protestanten – Wenn die Priester «verkirchlichen» – Kirchenpolitik und Kirchenstreit machen das «Amt» nicht anziehender.

Ruud G. Scholten, Amsterdam

HAGIOGRAPHIE

Teresa von Avila, Frau und Kirchenlehrerin: Die Mystikerin mit dem Gespür für das «Heutige» – Ihr jüdischer Hintergrund – Unerschrockenheit in einem Land der Männerherrschaft – Reformkloster sollte von Frauen getragen sein – Ein Theologe bekennt Fehleinschätzung – Das Charisma der Lehre kommt Frauen nicht weniger als Männern zu – Das Gespräch zwischen den Geschlechtern muß auch in der Kirche weitergehen.

Waltraud Herbstriith, Tübingen

SCHWEIZ

«Lebendige Gemeinde» – Pastoralforum in Lugano: Der rettete Rest der synodalen Bewegung in Holland und in der Schweiz – Das Thema «Gemeinde» im sozio-kulturellen Kontext – Die missionarische Dimension – Angesichts von Priestermangel ist Zusammenlegung von Pfarreien keine Lösung – Herausforderung an die Gemeinden, anders zu leben – Gemeindeleitung im Team – Um die vollgültige Beteiligung der Frau – Entflechtung von Priestertum und Macht – Zur Struktur des Forums: Keine Zeit für Aktualität – Künftig jeweils zwei Sessionen?

Ludwig Kaufmann

CHRISTENTUM UND ISLAM IM NIGER

Europäische Chronisten haben lange bestritten, daß es im Gebiet des heutigen Staates Niger je eine Kultur gegeben habe. Das war Wüstenland, von ungebildeten Nomaden bewohnt, kaum der Mühe wert. So wurde es von den französischen Kolonialherren eingeschätzt und auch behandelt. Für ein halbes Jahrhundert war der Niger die «Abfallgrube» Frankreichs, das ausbruchssichere Wüstengefängnis für unliebsame Elemente im eigenen Land. So kam der Niger zu dem Ruf, das «heiße Sibirien» zu sein; etwas von dem üblen Renommé ist bis heute geblieben, und wäre es nur als Vergeßlichkeit. Wer spricht schon vom Niger? In den letzten Jahrzehnten jedoch haben sich stauenden Forschern geheimnisvolle afrikanische Großreiche enthüllt, die Haussa-Reiche, die Sonrhai-Reiche und andere Reiche von hoher, meist arabisch inspirierter Kultur; in den Minen bei Agadès hat man Kupferarbeiten gefunden, die heute auf die Zeit 4000 vor Christus datiert werden. Von den Kupferarbeiten wußte man schon lange; koloniale Gesinnung jedoch machte, daß man sie – wissentlich oder nicht – um Jahrtausende später datiert hat. Wie Bischof *Hippolyte Berlier* sagt: «Ohne die totale Mißachtung des afrikanischen Menschen hätte Europa diesen Kontinent nicht kolonisieren können.»

Weiß/Christ/reich – Afrikaner/Moslem/arm

Über die Karawanenstraßen des Sahel kam auch der Islam nach Schwarzafrika; in den Senegal zuerst, dann in die Reiche der Mitte. Der Islam kam nicht einmal für immer, er kam in Wellen, wie er auch heute noch in Wellen über den afrikanischen Kontinent hinwegflutet. Die neue Religion war zunächst eine Religion der Herrschenden und der Händler; das Volk blieb ziemlich unberührt. Die wandernden Stämme wurden zwar zu Trägern der Botschaft von dem Einen Gott; sie selbst aber blieben zunächst ihrem afrikanischen Glauben treu. Doch langsam, langsam breitete sich DAR AL ISLAM (die islamische Welt) über die Wüstenvölker aus. Im 12. Jahrhundert jedoch kam die theologische Entwicklung irgendwie zum Stillstand; der Islam verlor den Kontakt mit der konkreten Welt. Auch die Erneuerungsbewegung im 19. Jahrhundert, die sogenannte «Nahda», vermochte es nicht, diese Religion wieder einzubringen in den geschichtlichen Ablauf der Welt. Das mag nun dem 20. Jahrhundert vorbehalten sein. Im Gegensatz dazu kannte das Christentum eine konstante Weiterentwicklung seiner Theologie; in jedem Jahrhundert hat es Islamkenner und -freunde hervorgebracht und sich bemüht, den Dialog mit der Bruderreligion nie ganz abreißen zu lassen.

Der Islam seinerseits hat praktisch keine bedeutenden «Christologen» hervorgebracht, ein Faktum, das heute in der islamischen Welt von gebildeten Imamen lebhaft bedauert wird. Man fühlt sich auf den Dialog nicht vorbereitet. So entsteht – im Niger ist das ebenso spürbar wie in anderen islamischen Ländern – ein Inferioritätskomplex; man schottet sich gegen den Andersgläubigen ab, isoliert sich. Hinzu kommt ein Phänomen, das erst heute, mit dem arabischen Ölreichtum, sein Ende findet: Der Islam hat sich fast ausschließlich in Ländern der Dritten Welt entwickelt, das Christentum in Ländern der Ersten Welt. Das führte zu einem starken sozialen Gefälle, auf den Niger übertragen, vereinfacht gesagt: «Der Weiße ist Christ und reich, der Afrikaner ist Moslem und arm.»

All diese geschichtlichen Faktoren versucht heute die Regierung *Seyni Kountché*s in die Konzeption eines neuen Staatsgebildes einzubringen. Man besinnt sich der eigenen Werte; in Niamey gibt es nicht nur ein Museum für afrikanische Flora, Fauna und Stammestraktionen; es gibt auch ein «Institut für die mündliche Überlieferung Afrikas»; eine islamische Universität ist seit Jahren im Bau. Trotz des ideologischen und finanziellen Drucks aus Libyen hat Kountché bisher der Versuchung widerstanden, den Niger in einen «islamischen Staat» umzu-

wandeln. Mit Bischof Berlier, dem Islamfreund, dem «Christengaddhafi», wie er auch genannt wird, steht der Staatschef auf vertrautem Fuß. Gelegentlich läßt er sich sogar zu einer Geste den ungefährlichen kleinen Christengemeinden gegenüber hinreißen, wie damals, als der Heilige Vater Zaire besuchte: Seyni Kountché persönlich stellte für 120 nigrische Christen ein Flugzeug nach Kinshasa zur Verfügung ... Das Resultat dieser Reise allerdings war unerwartet: 120 nigrische Christen hatten sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen können, daß es afrikanische Länder gab, in denen, wie in Zaire, die Christen die Mehrheit waren.

Diskreter Aufbau einer nigrischen Kirche

Mag im Niger auch alles ein wenig anders sein als in anderen afrikanischen Ländern, die *Legende* steht doch am Anfang. Die Legende von dem Priester und Sklaven *Pierre Fardé*, der schon im 17. Jahrhundert nigrischen Boden betreten haben soll; die Legende vom braven Soldaten *Douramane*, der in den Dreißigerjahren, aus der französischen Armee entlassen, auf den höchsten Berg des Niger gestiegen sein soll, um dort den Rosenkranz zu beten, «auf daß Jesus gehört werde im ganzen Land». Douramane gilt heute als der erste Christ des Niger; sein Gebet ist nur wenig erhört worden. Mgr. Berlier spricht von bisher rund 700 nigrischen Katholiken; alle anderen, rund 15000 im Land, sind Christen aus den afrikanischen Nachbarländern (rund 8000) oder Europäer (rund 4000).

Die Kirche im Niger ist eine der jüngsten auf dem afrikanischen Kontinent. Priestern, die in den zwanziger Jahren mit den Franzosen nach Niamey gekommen waren, machten die antiklerikalen Kolonialherren das Leben so schwer, daß sie es nicht wagten, außerhalb ihres Gettos Missionsarbeit zu leisten, und sich sehr schnell wieder ins Mutterland absetzen. In den dreißiger Jahren dann versuchte ein Mitglied der «Société des Missions Africaines» (SMA) im Niger Fuß zu fassen, mußte jedoch schnell lernen, daß die Franzosen aus taktischen Gründen die eingeborenen islamischen Führer favorisierten und von Evangelisierung nichts wissen wollten. 1940 folgte ein zweiter Missionar, doch acht Jahre später kehrten beide ziemlich erfolglos und entmutigt ins Nachbarland Benin zurück. Erst den Redemptoristen aus Lyon gelang es schließlich, im Niger Fuß zu fassen. 1961 wurde das Bistum Niamey ins Leben gerufen, ein Bistum so groß wie der ganze Niger, und der Franzose Hippolyte Berlier wurde zum ersten (und bisher einzigen) Bischof ernannt.

Geduldig und überaus diskret hat Bischof Berlier in zwanzig Jahren so etwas wie eine «Infrastruktur der Kirche» im Niger aufgebaut. Keine Riesenwerke, keine Schockkathedralen, keine Demonstration äußerer Macht! Die Kirche besteht heute aus 14 Pfarreien (viele mit dem Charakter missionarischer Außenstationen), 20 Priestern (alle Europäer), 15 Brüdern, 60 Schwestern, einer Handvoll Laienmissionare. Bis heute gibt es – sehr zum Kummer des Bischofs – nicht einen einzigen nigrischen Priester. 1972 wurde zwar ein Priester geweiht, doch ließ er sich später in den Laienstand zurückversetzen. 1977 gab es einen Bruder aus der Gesellschaft des Charles de Foucauld, der in Niamey die Priesterweihe empfing – das ist alles. Für Bischof Berlier, den Franzosen, nun seit zwanzig Jahren im Amt, stellt sich die Frage der Nachfolge, eine Frage, die er ungern beantwortet. Allgemein ist bekannt, daß er in Rom Rücktrittswünsche geäußert hat, doch wer soll an seine Stelle treten? Wieder ein Europäer? Das widerspräche dem Grundsatz von der «Afrikanisierung der afrikanischen Kirche». Ein Priester aus einem Nachbarland? Ghana etwa oder Obervolta? Denkbar ja, glücklich nicht. Der Afrikaner ist zuallererst Mitglied eines Stammes – und Nigers Christen kommen aus vielen Stämmen ...

Irgendwo – so sagt man in Niamey – soll es einen nigrischen Seminaristen geben, auf den warte man ...! Doch wenn dieser nigrische Seminarist nicht das gewaltige Erbe seines Vorgängers antritt, das heißt – «Verständnis, Kenntnis und Liebe für den

Islam», wird er im Niger nicht weit kommen. Bischof Berlier ist wahrhaft eine Schlüsselfigur im so gebrechlichen, aber doch täglich gelebten Dialog mit der islamischen Mehrheit des Landes und seinen Führern. Weil die katholische Kirche die Werte vertritt, die auch Seyni Kountché immer wieder als die eigentlichen der afrikanischen Gesellschaft preist – Brüderlichkeit, Teilen, Glaube an den Einen Gott – sind die Werke der Kirche in dieser neuen Gesellschaft nicht ungerne gesehen. Die Regierung selbst hat den Bau von 12 christlichen Schulen ermutigt (5000 Schüler); es gibt ein gemischtes College Issa-Béri und die Mädchenschule Mariama mit 700 Schülerinnen, eine mit Misereor-Hilfe erbaute Technische Schule und anderes mehr. Nicht im Dienst der christlichen Minderheiten sondern im Dienst der islamischen Bevölkerung; so tragen die Christen zur Entwicklung des Landes bei und sind wohlgeglitten.

Unter Halbnomaden und islamischen Tuareg

Völlig anders stellt sich die Situation außerhalb der großen Städte dar, wo die Pfarreien meist zu missionarischen Außenposten zusammenschumpfen und – wie P. Monnet in Tahoua – der Priester seine Eucharistiefeier meist allein zelebriert. Die Stadt Tahoua hat ungefähr hundert Christen, alles Lehrer aus Benin und Togo; nicht ein Einheimischer ist Katholik. Zwanzig, dreißig «Ausländer» kommen zur Sonntagsmesse, berichtet P. Monnet – «und natürlich die Schwestern». So natürlich ist es nicht, daß die Schwestern kommen, die im 30 km entfernten Barmou eine Krankenstation unterhalten; während der Regenzeit sind die Wege unpassierbar. Die Schwestern, drei französische Afrikamissionarinnen von altem Schrot und Korn, wenn auch ausgebrannt von Sonne und Tropenkrankheiten, versorgen ein Gebiet von achtzig Kilometern im Umkreis, ungefähr 45000 Nomaden oder Halbnomaden. Kein Arzt weit und breit. Mit primitiven Mitteln haben die drei Frauen eine Entbindungsstation aufgebaut, eine Isolierstation, eine Art Operationsaal für dringende Fälle. Sie leben unter den Bedingungen des Volkes: gute Ernte, schlechte Ernte, einmal ein Huhn, meist kein Huhn, nur Hirsebrei, und wenn das elektrische Licht einmal funktioniert, ist man dankbar. Christen gibt es nicht in Barmou mit seinen 5000 Menschen; manchmal kommt Roger Desbos vorbei, der noch weiter am Ende der Welt lebt, im Dorf Ouriamija, ganz allein, ein katholischer Priester zwischen zehntausend islamisch gewordenen Tuareg. Roger, französischer Missionar, ist jung, dynamisch und auf gottgefällige Weise verrückt, wie viele hier in diesen Außenposten am Ende der Welt. 1973, während der großen Dürre, wurde er auf das Problem der nomadisierenden Tuareg aufmerksam; sie hatten ihre ganzen Herden verloren. Roger Desbos versuchte, eine Gruppe dieser Nomaden seßhaft zu machen, half ihnen, Hütten zu bauen in Ouriamija, Felder anzulegen und Gärten. Dann kam das Rattenjahr – 1975 – die ganze Mais- und Hirseernte wurde gefressen, und der Weiße aus Europa war schuld daran! Man bedrohte ihn; er gab nicht auf. In Israel hatte er die Halbmond-Kultur studiert; jetzt bemühte er sich, sie hier einzuführen. Mit Erfolg! Die Hirseerträge stiegen; zum erstenmal versuchten sich Nomaden im Anbau von Gemüse und Früchten. Roger half ihnen, zehn Brunnen zu bauen, doch Entwicklungsprojekte allein griffen zu kurz. Es ging darum, den stabilisierten, ihrer Gewohnheiten beraubten Nomaden eine neue innere Richtung zu geben; Allah oder Christus? «Keines von beidem», sagte Roger in einem Gespräch, «– das muß von selbst seinen Namen finden. Im Augenblick beten wir gemeinsam ..., versuchen einen Ort zu finden, innerlich wie äußerlich, einen Ort, wo wir leben können.»

Die entsetzliche Dürre der Sahelzone zu Beginn der siebziger Jahre hat es den Christen möglich gemacht, die Aufrichtigkeit ihres Dienstes unter Beweis zu stellen. Nicht nur, daß Caritas-Niger in diesen Jahren fünfunddreißig sinnvolle Entwicklungsprojekte gestartet hat, auch führte der gesellschaftliche Umbruch, der dieser Katastrophe folgte, dazu, daß es zu einer Neubesinnung unter den engagierten Christen im Niger gekommen ist. Stichworthaft zusammengefaßt: Ausbruch aus dem Getto der kleinen, meist ausländischen Christenpfarreien, Mut zum christlichen Zeugnis im rein islamischen Milieu, christliche Präsenz in den neuen internationalen Zentren rund um den Uranabbau, Charles-de-Foucauld-Haltung, kein Proselytismus, keine kirchlichen Strukturen um jeden Preis! Ergebnis: Seit sieben Jahren leben nun zweiundzwanzig Kleine Schwestern des Charles de Foucauld bei den Nomaden des Nordens,

Republik Niger (Westafrika)

Flächenmäßig ist der Niger mit 1267000 km² der sechstgrößte Staat des afrikanischen Kontinents, doch nur 3% des Landes werden für die Landwirtschaft genutzt. Von den knapp 5 Mio Einwohnern (4,2 pro km²) sind die Hälfte Nomaden und Halbnomaden.

Uranabbau: Im Norden seit rund zehn Jahren mit Hilfe internationaler Gesellschaften bedeutender Uranabbau; Das Uranvorkommen wird auf über 100000 Tonnen geschätzt. – Dank dem Uran ist der Mindestlohn von 48 CFA im Jahr 1974 auf 100 CFA im Jahr 1979 gestiegen. Trotzdem ist der Niger noch immer eines der 25 ärmsten Länder der Erde (1 CFA = 0,02 FFr.).

Politik: Das Gebiet des heutigen Niger war französische Kolonie von 1922–1960. Die erste unabhängige Regierung von *Diouri Hamani* wurde 1974 durch einen Militärputsch beendet. Seither ist Oberstleutnant *Seyni Kountché* Regierungschef. Obwohl er Parlament und Parteien aufgelöst hat, gilt sein Regime als «sanfte Militärdiktatur». Kountché selbst, der im Augenblick der großen Dürre in der Sahelzone die Macht übernommen hat, gilt als unbestechlich, asketisch und gerecht. Am 15. April 1979 lancierte er das Leitmotiv für sein Land: «Société de développement», ein eigenwilliger und interessanter Versuch, den gängigen Ideologien aus dem Weg zu gehen und künftigen Reichtum aus den Uranvorkommen möglichst gerecht unter die Bevölkerung aufzuteilen.

Stämme: Ein Problem für die Einheit des Staates bilden die vielen Stämme, vor allem die nomadischen und halbnomadischen des Nordens, Tuareg, Sonrhai, Fulbe usw. Die Hauptgruppe bilden die Haussa mit 53,7% der Bevölkerung.

Religionen: Der Niger hat ungefähr (die Statistiken variieren) 90% Moslems, 5% Anhänger traditioneller Religionen und 5% Christen sowie Angehörige anderer Minderheiten.

Islam-Staat?: Der Niger hat bis heute eine weltliche Verfassung, doch gehen Befürchtungen dahin, er könnte eines Tages zu einem «islamischen Staat» werden. Seit jedoch Grund zu der Annahme besteht, der Libyer *Gaddhafi* sei der Drahtzieher eines Attentats gegen Kountché gewesen, hat sich der Niger aus dem libyschen Einflußbereich etwas zurückgezogen. M. P.

Tuareg oder Fulbe – es ist ihnen gelungen, sich völlig zu integrieren, sie ziehen auf ihren Kamelen mit von Wasserstelle zu Wasserstelle, teilen die dürftige Nahrung und die üppigen Feste, und Mgr. Berlier sagt von den Kleinen Schwestern: «Sie sind meine besten Missionarinnen!»

Entwicklungsprojekt im Dienst der Gesamtbevölkerung

Die Schwestern haben sich, wie Roger Desbos, bemüht, die Gartenkultur bei ihren Halbnomaden einzuführen; plötzlich standen sie einem schier unlösbaren Problem gegenüber: In der afrikanischen Tradition bedeutet es eine Vergewaltigung der Erde, wenn sie in der Ruhezeit bearbeitet wird. Das ist ein Verstoß gegen den natürlichen Rhythmus von Mensch und Boden. Ähnlich ist es mit dem Vieh: Die Herden sind der Reichtum der Nomaden; es ist nicht üblich, Rinder vor den Pflug oder den Karren zu spannen. So mußte – wie einer der Missionare sagt – eine ganze «Theologie der Arbeit» entwickelt werden, um den zwangsweise seßhaft gewordenen Nomaden eine Überlebenschance zu geben.

In Arlitt, dem Zentrum des Uranabbaus, stellen sich die pastoralen Probleme wieder völlig anders: Hier eine reiche, privilegierte Ausländerschicht, die nach westlichen Ansprüchen lebt, da die bettelarmen Wüstenvölker! So arbeiten heute dort zwei Brüder des Charles de Foucauld als einfache Handwerker mit den afrikanischen Arbeitern, um in dieser Welt der Multis und der teuer bezahlten Experten ihr Zeugnis der Armut und des Dienstes abzulegen.

Im Dorf Chikal, nordöstlich von Niamey, haben Basilianerpatres das Projekt «Grüner Teppich» gestartet, das das Vordringen der Wüste beobachten und nach Möglichkeit eindämmen soll. Hier werden alle

Register der Wissenschaft gezogen; Fachleute betreiben Sonne- und Winduntersuchungen, Bodenproben werden entnommen, Anbaumöglichkeiten überprüft. Die Erfahrungen von Chikal sollen eines Tages dem ganzen Land zugute kommen. Das aus Priestern und Laien bestehende Team unter der Leitung des Kanadiers P. *Guigan* hat darüber hinaus ein Alphabetisierungsprogramm für die Haussa-Bevölkerung gestartet, Frauengruppen ins Leben gerufen und veranstaltet Kurse für das rechte Anlegen von Gärten. Die Zusammenarbeit mit dem örtlichen Imam ist ausgezeichnet. Missionare waren es, die die Moschee restauriert haben. Als Bischof Berlier einmal zu Besuch kam, erklärte der Imam, er würde nun für den «grand Mallam aus Niamey» ein Gebet sprechen.

Wenn der Islam aggressiver auftritt ...

Trotz des meist guten Zusammenlebens von Moslems und Christen auf lokaler Ebene wird doch immer wieder eine gewisse Verlorenheit der kleinen Gemeinden spürbar; weniger Getto mentalität als Sorge, sich zu weit nach vorn zu wagen. Und gewiß immer wieder das Gefühl von Vergeblichkeit ... In den letzten zehn Jahren ist der Islam im Niger zweifellos selbstbewußter und damit auch aggressiver geworden. Mgr. Berlier begrüßt diese Erneuerungsbewegung: «In dem Maß, in dem die Moslems eine vertiefte religiöse Ausbildung bekommen, werden Vorurteile gegenüber anderen Religionen abgebaut, denn Vorurteile basieren vor allem auf Unwissenheit. Daß sich gewisse Clans und Familien und Gruppierungen des Islam als Waffe und Machtinstrument bedienen, ist völlig gegen den Geist dieser Religion, der immer wieder die «alleinige Herrschaft Gottes» betont. Für mich ist der Bewußtseinsprozeß, den der Islam im Niger augenblicklich durchläuft, nicht eine Bedrohung unserer kleinen Christengemeinden, sondern ein Schritt nach vorn zum brüderlichen Gespräch. Brüderlich miteinander sprechen kann man nicht in einer Situation der Unterlegenheit ...!»

Eine islamische Verfassung jedoch hält Bischof Berlier für ein von vorneherein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. «Es wäre, wie wenn man unsere «christlichen Reiche» des Mittel-

ters wieder aufleben lassen wollte – ein Anachronismus! Staatspräsident Kountché hat im Grunde eine sehr einfache Parole für seine Regierung ausgegeben: «Keiner in diesem Land soll mehr hungern!» Um das zu erreichen, braucht man politische und wirtschaftliche Klugheit, nicht einen islamischen Staat. Abgesehen davon, daß nirgendwo im Koran ein solches Staatsgebilde zwingend vorgeschrieben ist.»

Bischof Berlier, wohl einer der besten Islamkenner Westafrikas, hält nichts von der alten Kontroverse, welche der beiden Weltreligionen dem afrikanischen Wesen «gemäß» sei. Er ist davon überzeugt, daß der Monotheismus gleich welcher Ausprägung im Augenblick den Afrikanern helfen könnte, aus der tiefen sozialen Krise herauszufinden, in die die zunehmende Säkularisierung den Kontinent gestürzt hat.

«Wenn man genau hinschaut», meint Mgr. Berlier, «heißt die Grenzziehung heute nicht mehr so sehr Christentum/Islam; sie heißt: Welt der Glaubenden, Welt der Nicht-Glaubenden! Die Säkularisierung zwingt nicht nur uns Christen, sondern auch mehr und mehr die Moslems, eine ganz persönliche Glaubensentscheidung zu treffen. Das ist ein wichtiger Schritt in Richtung auf einen Dialog ...».

Weniger optimistisch als ihr Bischof beurteilen französische Missionare die Situation; der islamische Druck von außen (Marokko, Libyen usw.) wird bis in die kleinsten Dörfer spürbar. Und da der Islam nicht nur eine Religion, sondern eine gesellschaftliche Ordnung ist, haben die vereinzelt Christen keine Chance; Erfolgsmeldungen fehlen; Bekehrungen im islamischen Milieu sind so gut wie unbekannt. «Nicht der Priester», sagt einer der Missionare, «ist der stabilisierende Faktor in dieser Gesellschaft; der Weiße ist es; wenn er geht und ein afrikanischer Priester seinen Platz einnehmen soll, droht alles zusammenzuberechnen.» Den Appell des Bischofs, die Pastoral des Jahres 1981 unter das Motto zu stellen: «Wie helfen wir den Christengemeinden, das Evangelium inmitten der islamischen Erneuerungsbewegung besser und bewußter zu leben und Wege des Dialogs zu finden» – beantwortet ein französischer Missionar mit der lakonischen Bemerkung: «Was heißt hier *Dialog*? Wir sind eine lächerliche Minderheit; die Moslems haben es gar nicht nötig, mit uns ins Gespräch zu kommen.»

Augenblicke der Entmutigung, gewiß, umso mehr als eine eigenständige Kirche des Niger für die nächsten fünfzehn – zwanzig Jahre nicht in Sicht ist. Und doch geschieht auch hier, wie überall in Afrika, immer wieder *Fabelhaftes*, nicht Vorausplanbares. Dies etwa: In T., einem Wüstendorf der Tuareg, lebte zehn Jahre lang ein französischer Missionar aus Grenoble, P. Monnet. Dann starb er, und der Imam von T. sandte einen ergreifenden Brief an den fernen Bischof, er möge seinem Volk doch den Bruder schicken, der auch Priester sei. Der Bruder kam, blieb ein paar Jahre in T. und mußte dann aus Gesundheitsgründen nach Tahoua überwechseln. Doch die Jahre in T. sind unvergessen. «Ich weiß nicht», sagt P. Monnet heute, «was mein Bruder bei den Tuareg wirklich getan hat außer ein paar Brunnen bauen und Felder anlegen. Sie verehren ihn dort wie einen Heiligen ...».

Und so ist die Kirche im Niger, mehr als jede andere vielleicht, zum spirituellen Erbe jenes Mannes zurückgekehrt, der in der Sahara sein christliches Zeugnis gelebt hat und schließlich von den Tuareg ermordet worden ist: Charles de Foucauld.

Marietta Peitz, Waakirchen

DIE AUTORIN, Dr. Marietta (Gesquière-)Peitz, ist durch verschiedene Fernsehfilme aus der Dritten Welt bekannt. Heuer ist im Radius-Verlag Stuttgart ihr zwischen Brasilien und Deutschland spielender Roman *Von einem der auszog. Der Fall Anderman* in Neuauflage (240 S., DM 24.80) erschienen. Wir haben ihn seinerzeit (Orientierung 1978, S. 47f.) eingehend besprochen: In seiner hintergründigen Dramatik ist er angesichts der Gewaltszene in Lateinamerika nach wie vor aktuell. Marietta Peitz hat ferner unter dem Titel «*Von der Freude, ein Christ zu sein*» *Zeugnisse unserer Zeit* herausgegeben (Topos-Taschenbücher 44, Grünewald, Mainz 1981, 144 S., DM 7.80).

Die neue Enzyklika des Papstes

Soeben ist die kommentierte Ausgabe der dritten Enzyklika Papst Johannes Pauls II. erschienen.

Der Kommentar stammt von dem weltbekannten deutschen Sozialwissenschaftler Oswald von Nell-Breuning.

Auch diese neue Enzyklika trägt unverkennbar die Handschrift des Papstes, der hierin auch zu hochaktuellen sozialpolitischen und wirtschaftsethischen Problemen Stellung nimmt.

Im Verlag Herder erscheinen alle Enzyklicken und besonders wichtige Schreiben von Papst Johannes Paul II. in jeweils von führenden Theologen kommentierten Ausgaben.

Der Wert der Arbeit und der Weg zur Gerechtigkeit



Die Enzyklika
ÜBER DIE MENSCHLICHE ARBEIT
Papst Johannes Pauls II.

Mit einem Kommentar
von Oswald von Nell-Breuning

Herder

128 Seiten, kartoniert
7,80 DM
(Bestell-Nr. 19541)

Verlag Herder Freiburg / Basel / Wien

Teresa von Avila – Frau und Kirchenlehrerin

«Gepriesen sei Gott, der uns eine Heilige sehen ließ, die wir alle nachahmen können. Sie spricht, schläft und ißt wie wir, und ihre Art ist nicht umständlich oder voll Frömmerei.»¹ Solches Lob äußerten die Franziskanerinnen von Sevilla, als Teresa von Avila sie auf ihren Gründungsreisen besuchte. Was hat diese Frau – das «Jubiläumjahr» für die am 15. Oktober 1582 Verstorbene hat soeben begonnen – uns heutigen Menschen zu sagen? Bei ihrer Ernennung zur ersten Kirchenlehrerin durch Papst Paul VI. im Jahre 1970 schrieb *Karl Rahner*:

«Das Charisma der Lehre, gerichtet an die Kirche als solche, ist kein Privileg des Mannes. Die Vorstellung, als ob die Frau die in geistiger und religiöser Hinsicht Unbegabtere sei, wird damit verworfen. Das Studium der Theologie durch die Frau wird damit ausdrücklich anerkannt, zumal Charisma und methodisch in der Theologie geleistetes Studium nicht als Gegensätze betrachtet werden dürfen. Man sage nicht: Teresa ist eine Ausnahme. Denn alle Kirchenlehrer, auch die Männer unter ihnen, sind Ausnahmen. Und Teresas Proklamation als Kirchenlehrerin zeigt ja, daß man früher keine solche Frauen anerkannte, nicht weil es keine dieses Titels würdige Frau gab, sondern weil man diesen Titel nicht an Frauen vergab aus Gründen, die eben in der zeit- und kulturgeschichtlichen Einschätzung der Frau wurzelten.»

Vielleicht kann uns Teresa etwas bedeuten, wenn wir in ihrem Leben entdecken, daß sie ein Gespür für das «Heutige» hatte, für das, was nottut und was nicht aufgeschoben werden sollte. Man darf das mystische Werk Teresas nicht von ihrer Person trennen. Teresas Mystik ist ihr Lebensvollzug, ihre Persönlichkeit ist ihre Lehre. Man darf auch ihre Mystik nicht trennen von ihren gewinnenden, von Humor und gesundem Menschenverstand erfüllten Briefen. Diese zeitnahen, kritischen, von Geschäftstüchtigkeit und Selbstironie durchsetzten Dokumente sind ein Kriterium für die Echtheit ihrer Mystik. Der auffallendste Charakterzug an Teresa ist übrigens, neben ihrer natürlichen Liebeshwürdigkeit, ihre Wahrhaftigkeit.

Einer der Freunde Teresas, der Dominikaner *Domingo Bañez*, der an der Universität Salamanca einen Lehrstuhl innehatte, berichtet im Heiligsprechungsprozeß: «Ein Professor des Dominikaner-Ordens mit Namen Juan de Salinas sagte gelegentlich zu mir: «Was ist denn das für eine Person, diese Teresa von Jesus, von der ich höre, daß Sie so gut mit ihr stehen? Man darf zu den Tugenden der Frauen kein Vertrauen haben.» Er wollte mich damit zur Vorsicht und Zurückhaltung ihr gegenüber stimmen. Ich antwortete ihm: «Nun, Sie gehen doch demnächst nach Toledo. Dort können Sie Teresa von Jesus besuchen und sich selber ein Urteil bilden, ob sie diese Wertschätzung verdient.» In der Tat lernte er sie in Toledo, wo er Fastenpredigten zu halten hatte, persönlich kennen. Als ich ihn später wieder traf, fragte ich ihn: «Was meinen Sie jetzt von Teresa von Jesus?» Darauf antwortete er mir sehr geistreich folgendes: «Sie haben mich getäuscht, als Sie mir sagten, daß sie eine Frau sei. Wahrhaftig, sie ist es nicht, sondern sie ist ein Mann, und zwar einer von den ganz bärtigen.» Von sich selbst gestand *Domingo Bañez*, daß er manche theologische Probleme ganz anders sehe, seitdem er Teresa von Jesus kenne.»

Diese Aussagen beleuchten die Situation der Frau im Spanien des 16. Jahrhunderts. Teresa, bekannt für ihre Liebeshwürdigkeit, ihren fraulichen Charme, war in den Augen eines Mannes ihrer Zeit nicht mehr Frau, wenn sie ihre Gedanken selbständig vorzutragen wußte. Aber es gab auch andere männliche Gesprächspartner, die eine selbständig denkende Frau nicht als «bärtig» und unweiblich abtaten, sondern im Hören auf sie theologische Probleme in einem neuen Licht sahen.

Mystikerin mit jüdischem Hintergrund

In seiner 1978 veröffentlichten Doktorarbeit «Gott-Mensch-Welt in der Sicht Teresas von Avila» hat *Ulrich Dobhan* das geistige und soziologische Milieu untersucht, in dem Teresa

¹ Waltraud Herbstrith, Teresa von Avila, die erste Kirchenlehrerin. München: Kaffke 4. Aufl. 1981, S. 108. – Auch die übrigen Zitate in diesem Artikel sind, soweit nicht anders gekennzeichnet, diesem Buch entnommen.

stand. Er ist der jüdischen Frage in Teresas Leben und dem Problem der Conversos (d.h. der zwangsbekehrten Juden) nachgegangen. Erst die neueste Forschung bekennt sich dazu, daß Teresas Großvater väterlicherseits Jude war. Teresa war damit gesellschaftlich vom Vater her eine Conversa. Sie lebte im Spannungsfeld zwischen den sogenannten «Altchristen», die auf die Reinheit ihres Blutes pochten, und den «conversos reconciliados», den zur Kirche konvertierten Juden, die zu den hohen Ämtern in Kirche und Staat nicht zugelassen werden sollten. Dobhan zeigt auf, daß zu den treuesten Förderern der teresianischen Ordensreform Kaufleute und Händler gehörten, also Christen, die meist jüdischer Herkunft waren. 23 Jahre vor Teresas Geburt, 1515, fand in Spanien das letzte große Judenpogrom statt. Das Bild Teresas kann durch ihre jüdische Herkunft nur gewinnen. Ihre Fähigkeit zur Selbstanalyse, zur psychologischen Darlegung mystischer Phänomene verdankt sie ihrem jüdischen Erbe. Es liegt sicher in dieser Richtung, daß eine andere große Jüdin, die Husserlschülerin *Edith Stein*², durch die Autobiographie Teresas den endgültigen Anstoß fand, Christin zu werden, ohne ihr Judentum zu verleugnen. *Franz Niedermayer*³ spricht von den Verdiensten der jüdischen Christen um das spanische Geistesleben des 16. Jahrhunderts. Besonders auffällig wird für ihn diese Tatsache, wenn man Spaniens Mystiker nach ihren jüdischen Wurzeln befragt: Teresa von Avila steht in einer Reihe mit Juan von Avila, Juan de Dios, Antonio de S. Pedro. Literarische Zeitgenossen Teresas sind Luis de León, Lope de Vega u. a. Kennzeichen dieser jüdischen Christen sind u. a. religiöse Unruhe, Unsicherheit, kompensierender Integralismus, hispanischer Stoizismus, wirtschaftliche Geschicklichkeit und Hilfsbereitschaft, Spannung zwischen unerschrockenem Handeln und stolzer Untätigkeit.

1482 wurde in Spanien die Inquisition eingerichtet. Dieses Glaubensgericht übte eine unglückliche Doppelrolle aus: Reinhaltung des spanischen Blutes und Kampf gegen «Ketzereien». Dobhan hat nachgewiesen, daß die berüchtigte spanische Inquisition in der Anwendung der Foltermethoden milder war als andere europäische Tribunale. «Das Widerstrebende an der spanischen Inquisition liegt vielmehr darin, daß sie mithalf, den Rassenhaß zu schüren, ja, daß sie ... zum Werkzeug des altchristlichen Volksteiles zur Durchsetzung seiner Ziele und Vorstellungen wurde.»⁴

Eine unerschrockene Frau

Auf dem Hintergrund dieses sozialen und kirchenpolitischen Milieus verstehen wir manche Aussagen Teresas besser. «Der Herr stehe mir bei», schrieb sie an den Bischof von Avila, «damit ich nicht etwas sage, weshalb man mich bei der Inquisition verklagen könnte».⁵ Teresas Autobiographie wurde von der Inquisition beschlagnahmt. Trotz der peinlichen Sorgfalt, mit der die Inquisition in Teresas Schriften «verdächtige» Stellen zu tilgen suchte, konnte die heutige Forschung einige zerstörte Sätze rekonstruieren. In ihrem Buch «Weg der Vollkommenheit» schrieb Teresa:

«Nein, mein Schöpfer, du bist nicht undankbar, und ich bin sicher, daß du ihr (der Frauen) Flehen erhören wirst. Als du auf Erden warst, hast du die Frauen nicht verachtet, sondern sie mit großer Güte umgeben. Du hast bei ihnen mehr Liebe und einen lebendigeren Glauben ge-

² Vgl. Beatrice Eichmann-Leutenegger, Eine weniger bekannte Edith Stein, in: Orientierung 1981, Nr. 15/16, S. 176ff.

³ F. Niedermayer, Die spanischen Juden in Literatur und Wissenschaft: Hochland 57 (1964/65) 363–374. Vgl. jetzt auch Léon Poliakov, Geschichte des Antisemitismus. Bd. 4: Die Marranen im Schatten der Inquisition, Worms: Heintz 1981.

⁴ Ulrich Dobhan, Gott-Mensch-Welt in der Sicht Teresas von Avila (= Europäische Hochschulschriften), Frankfurt: Lang 1978, S. 45.

⁵ Teresa von Avila, Das Buch der Klosterstiftungen, München: Kösel 1980, S. 321.

funden als bei den Männern ... Genügt es nicht, Herr, daß die Welt uns hier einschließt? ... Es ist also wahr, daß wir nichts für dich in der Öffentlichkeit tun, noch der Welt ihr Unrecht vorhalten können. Du bist ein gerechter Richter und nicht wie die Richter dieser Welt, die alle Söhne Adams und daher Männer sind. Es gibt keine Tugend der Frau, die sie nicht mit Mißtrauen betrachten. Aber, mein König, es wird ein Tag kommen, an dem sie uns alle erkennen werden. Ich spreche nicht für mich. Die Welt kennt mein Elend, und ich bin zufrieden, daß sie es kennt. Wenn ich aber unsere Zeit überblicke, finde ich es durchaus nicht richtig, daß man starke und hochgemute Seelen nur deshalb verachtet, weil sie Frauen sind.»

Wir können uns heute kaum vorstellen, in welcher Situation der Unterdrückung die Frau im Spanien des 16. Jahrhunderts lebte. Die Renaissance hatte zwar eine höhere Wertschätzung des Menschen und der Familie gebracht. Obwohl das europäische Bildungsniveau im 16. und 17. Jahrhundert im Vergleich zum Mittelalter stark anstieg, blieb die Frau von dieser Entwicklung weitgehend ausgeschlossen. Gebildete Frauen – wie die Töchter des Thomas More oder die Schwestern des Nürnberger Humanisten Pirckheimer – waren die Ausnahme. An den Fürstenhöfen konnte man zwar eine höhere Einschätzung der Frau beobachten, und durch die Praxis der Reformatoren erhielt die Ehe eine theologische Aufwertung. Die spanische Frau jedoch lebte in einem Klima der Zurückgezogenheit.

«Die Frau», heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, «muß in sich gekehrt sein, mit der Einsamkeit des Hauses muß sie auf der Straße sein. Indem sie wenig herumsehnd und wenig spricht, wird sie meistens allein sein. Das Schilddach muß in der Öffentlichkeit geschlossen sein!» Die spanische Frau war die «perfecta casada» (Luis de León), sie war anspruchslos, bescheiden, religiös, dem Mann unterwürfig. Ordensreformen waren nach damaliger theologischer Sicht nicht Sache der Frauen, sondern der Männer.⁶

Teresa von Avila durchschaute die Begrenztheit dieser männlich regierten Welt, sie litt darunter, ließ sich aber durch ihr Leiden nicht einschüchtern. Als 20jährige verließ sie gegen den Willen ihres Vaters heimlich das Elternhaus, um in das Kloster der Menschwerdung einzutreten. 20 Jahre lang lebte sie in diesem Haus zusammen mit mehr als 100 Nonnen von sehr unterschiedlicher Prägung. Teresa gehörte zu den reichen und angesehenen Schwestern. Aber dieses Leben befriedigte sie nicht. Sie blieb ohne geistliche Führung. Durch eigenes Studium entfaltete sich ihr Geist, aber sie entbehrte Menschen, die ihren Weg begleiten oder verstehen konnten.

Traditionellen Verhaltensmustern zum Trotz

Teresa verließ ihr großes, schönes Kloster und gründete heimlich ein kleines Reformkloster, in dem sie zusammen mit wenigen Schwestern in geistlicher Gemeinschaft leben wollte. «Colégio Christi», Jesus und die Zwölf, das war ihr Plan. Als Teresa unter vielen Anfeindungen, aber auch mit dem Beistand treuer Freunde, das Kloster gegründet hatte, meinte sie, genug getan zu haben. Bald erkannte sie, daß dieses Klösterchen nur der Anfang einer dynamischen Bewegung war, die sie auf dem Ochsenkarren durch ganz Spanien führen sollte. Teresa gründete 17 Frauen- und drei Männerklöster. Geistlicher Schwerpunkt ihrer Karmelklöster sollte ein intensives Gespräch mit Gott sein, das sie inneres Beten nannte. Ein Gespräch, nicht mit vielen Worten, sondern als Fähigkeit, beim Herrn zu sein, leidenschaftlich, bedingungslos und jederzeit abrufbereit zu neuen Taten. Teresa wünschte für ihre Klöster eine Leitung, die von Frauen selbst getragen war. In den teresianischen Klöstern gibt es keinen Spiritual: Die Priorin und ihre Schwestern sollen das geistliche Leben des Hauses bestimmen. Ferner wünschte Teresa die freie Wahl der Beichtväter. Das war für die damaligen kirchlichen Verhältnisse recht ungewohnt.⁷

⁶ Zitat in diesem Abschnitt bei Dobhan (s. o., Anm. 4), S. 51.

⁷ Übrigens weiß man heute, daß Teresa «sehnüchzig nach der Freiheit, den Fähigkeiten und den Ämtern verlangte, die die Patres haben, um Menschen für Gott zu gewinnen» (Ildefonso Moriones OCD, Das teresianische Charisma, Rom 1972, S. 127).

Um ihre Klöster lebensfähig zu machen, gründete Teresa diese auf der Basis der Armut, der mönchischen Besitzlosigkeit. Alles im Leben Entbehrliche wurde weggelassen, um sich auf das eine Notwendige zu konzentrieren: Liebe zu Gott, Liebe zu den Mitschwestern, Liebe zur Kirche. Da Teresa sah, daß die Frauen ihrer Zeit nicht aktiv am Leben der Kirche mitwirken konnten, feuerte sie ihre Schwestern an, «wenigstens im Gebet» unaufhörlich aktiv zu sein für die Nöte und Leiden der Kirche. Sie sollten Gott besonders um fähige Theologen und gute Priester bitten. Teresa übernahm die strenge Frauenklausur. Sinn dieser Zurückgezogenheit war nicht, wie bei der «perfecta casada» Leóns, den Ausschluß der Frau vom öffentlichen Leben zu rechtfertigen. Teresa stand mit den gebildeten spanischen Theologen und Ordensmännern ihrer Zeit in Verbindung, ja in freundschaftlicher Beziehung. In Klausur leben, hieß für sie nicht, sich an einem verborgenen Ort vor der gefährlichen Welt zu schützen. Sie war klug genug, um zu wissen, daß Welt im verführerischen und negativen Sinne auch innerhalb der strengsten Klausur anwesend sein kann. Klausur war ein Raum der Freiheit für die Schwestern, der eine intensivere Gottesbegegnung ermöglichen sollte und sie zugleich der Beherrschung durch die Sippe entzog. Denn zu jener Zeit bestimmten die männlichen Familienmitglieder über die Frau.

Nach fünf Jahren verließ Teresa ihr erstes Reformkloster San José in Avila und gründete auf einer fünfzehnjährigen Wanderschaft immer neue Stützpunkte des Gebetes. Teresas Menschlichkeit, ihre Fähigkeit, traditionelle Verhaltensmuster zu durchbrechen und mit Frauen und Männern selbständig und eigenverantwortlich umzugehen, brachten ihr nicht nur Freundschaft ein. 1578, vier Jahre vor ihrem Tod, sagte der päpstliche Nuntius über Teresa:

«Sie ist ein unruhiges Frauenzimmer, herumstreunend, ungehorsam und verstockt. Unter dem Schein der Frömmigkeit denkt sie falsche Lehren aus. Entgegen den Anordnungen des Konzils und ihrer Ordensoberen verletzt sie die Klausur. Sie doziert wie ein Theologieprofessor, obgleich der heilige Paulus sagt, daß Frauen nicht lehren dürfen.»

Die Frage für Teresa war, ob sie ihr Tätigsein für die Kirche, zu dem sie sich innerlich gerufen wußte, einstellen sollte: «Als ich einst darüber nachdachte», schreibt sie, «ob jene nicht recht hätten, die sich über meine Stiftungsreisen ärgerten und meinten, ich sollte mich besser nur mit Beten beschäftigen, hörte ich die Worte des Herrn: (In diesem Leben soll man sich nicht darum sorgen, mich mehr zu genießen, sondern meinen Willen zu erfüllen.) Auch dachte ich an den heiligen Paulus, der von der Zurückgezogenheit der Frau spricht. Das hatte man mir schon oft gesagt, ehe ich es selber gelesen hatte, und ich fragte mich, ob dies der Wille Gottes sei. Da sprach der Herr zu mir: (Sage ihnen, sie sollten nicht nur einer Schriftstelle folgen, sondern auch die anderen überdenken, ob sie mir dann noch die Hände binden könnten).»

Viele, die Teresa nicht verstanden, ließen sich durch die Begegnung mit ihr umstimmen oder wurden gar ihre Freunde. Einer der großen Theologen ihrer Zeit, *Bartolomé de Medina*, Professor in Salamanca, «hatte in einer öffentlichen Vorlesung über Teresa geäußert, sie sei eines von jenen Weiblein, die von Ort zu Ort herumziehen und denen es besser anstünde, daß sie in ihrem Haus beteten und arbeiteten. Nachdem er einige Zeit später Teresa persönlich kennengelernt hatte, war er von ihr so beeindruckt, daß er seine frühere Aussage öffentlich in der Vorlesung widerrief: (Meine Herren, kürzlich sagte ich an dieser Stelle einige unüberlegte Worte von einer Ordensfrau, die Klöster für unbe-schulte Nonnen gründet. Was ich gesagt habe, war schlecht und falsch. Inzwischen habe ich sie kennengelernt und bin sicher, daß sie von Gottes Geist geführt wird und auf einem sehr guten Weg geht.)»

Ein Lernprozeß hat begonnen

Wir leben heute nicht mehr in einer Zeit, in der Manuskripte verbrannt werden, nur weil sie von Frauen geschrieben sind, in der Theologen den Frauen die Heilige Schrift verbieten wie Melchior Cano in seiner Zensur des Katechismus: «Schlimm genug», schrieb er, «daß die Frauen nach dieser Frucht (Lektüre der Heiligen Schrift) verlangen. Um so notwendiger ist es,

das zu verbieten und vorzubeugen, daß das Volk nicht daran kommt.»⁸ Die Geschichte hat solche Aussagen und Blickverengungen längst hinter sich gelassen. Aber das mangelnde Verständnis zwischen den Geschlechtern bedarf auch heute noch der Aufarbeitung – in Gesellschaft und Kirche. Nicht auf den Triumph des einen Geschlechts über das andere kommt es an, sondern auf ein gegenseitiges Verstehen auf tieferer Basis.

In einer ganz neuen Weise stehen heute Frauen und Männer in einem Lernprozeß. Sie erkennen, daß es nicht vorrangig um das «Mannsein» in Christus und um das «Frausein» in Maria geht, sondern um das gemeinsame *Menschsein* in jedem von uns.⁹ Teresa von Avila hat durch ihr mutiges Lebenszeugnis Frauen und Männer ihrer Zeit erreicht und sie angeregt, ihr Leben neu zu überdenken, es von falschen Ängsten und Einnengungen zu befreien. Sie hat erkannt, daß Glaubensverkündi-

gung den ganzen Menschen betrifft, als Mann und als Frau. Teresas Kontemplation war nicht passiv oder regressiv, sondern wagemutig, unternehmend, liebend und hörend. Ihre bedeutendsten Mitarbeiterinnen, Ana de Jesús und Ana de San Bartolomé, gründeten in Frankreich und den Niederlanden neue Zellen des Gebets. Teresa hat in der Kirche ein Gespräch eingeleitet, das bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Sie und viele andere Frauen haben gezeigt, daß Gründung, Leitung oder Reform eines Ordens, daß Sachbereiche und Dienstleistungen in Kirche und Gesellschaft von Männern und Frauen in gleicher Weise wahrgenommen werden können.

Waltraud Herbstrith, Tübingen

⁸ Zitiert nach Dobhan, S. 54.

⁹ W. Beinert, *Unsere liebe Frau und die Frauen*, in: *Lebendiges Zeugnis* 1980, Heft 3, S. 37.

Theologiestudenten in Holland 1967–1978

Im Januar 1980 fand in Rom eine Sondersynode der niederländischen Bischöfe statt, an der unter anderem auch die Priesterausbildung zur Sprache kam, die in den Niederlanden den «Kiwto's» (d.h. Katholische Institute für wissenschaftlich-theologischen Unterricht) anvertraut ist. Konkret geht es um folgende Institutionen: die Hochschule von *Amsterdam* in der Diözese Haarlem (Mgr. Zwartkruis), an der neben Ordensleuten wie Jesuiten und Karmeliten auch die Diözese Rotterdam (Mgr. Simonis) beteiligt ist; die Hochschule von *Utrecht* (Kardinal Willebrands) mit Teilnahme der Diözese Groningen (Mgr. Möller) und u. a. des Franziskanerordens; die Fakultät von *Tilburg* in der Diözese s'Hertogenbosch (Mgr. Bluysen) zusammen mit der Diözese Breda (Mgr. Ernst) und mit Ordensleuten vor allem aus Missionskongregationen; die Hochschule von *Heerlen* in der Diözese Roermond, die aber von Mgr. Gijzen nicht mehr anerkannt und nur noch von religiösen Kongregationen wie den Redemptoristen getragen wird. Diese Hochschulen sind 1967 gegründet und nach dem deutschen Modell organisiert worden, wonach Lebens- und Studienmilieu getrennt sind und das Studium an staatlich anerkannten akademischen Instituten absolviert wird.

Vorher hatte die Priesterausbildung in Seminaren und Scholastikaten stattgefunden – gemäß dem geschlossenen französischen Modell, wo Lebens- und Studienmilieu zusammenfallen. Dieses französische Modell wird nun aber von Mgr. Gijzen von Roermond aufs neue praktiziert: in seinem Priesterseminar Rolduc, das er als zweite Priesterausbildungsstätte seiner Diözese Anfang der siebziger Jahre errichtet hat. – Neben den Priesterseminaren gab es schon seit 1923 eine staatlich und kirchenrechtlich anerkannte theologische Fakultät innerhalb der Katholischen Universität *Nijmegen*.

Einer der wichtigsten Gründe, welche Bischöfe und Ordensobere dazu veranlaßt hatte, die damaligen 43 Priesterseminare und Scholastikate in diesen fünf Fakultäten und Hochschulen zusammenzulegen, war der starke zahlenmäßige Rückgang der Priesteramtskandidaten. Dieser Rückgang konnte aber nicht zum Stehen gebracht werden. Obwohl die «Kiwto's» also eigentlich eine *Folge* der Abnahme der Priesteramtskandidaten sind, wird ihnen nun diese Abnahme angelastet.

Die Sondersynode in Rom hat eine Kommission von drei Bischöfen für die Priesterausbildung geschaffen. Sie hat den Auftrag, die theologischen Fakultäten, Hochschulen und das Seminar zu visitieren und einen Bericht zuhanden der römischen Studienkongregation zu verfassen. Die Fakultäten und Hochschulen sollen von dieser Kommission nach den Auswirkungen der Entscheidungen der sechziger Jahre befragt werden.

Der Rückgang der Priesteramtskandidaten hat in den Niederlanden später eingesetzt als in anderen Ländern Westeuropas,

hat dann aber schneller um sich gegriffen als anderswo. Die Resultate dieser Untersuchung werden unter anderem zeigen, daß das Gesamtphänomen mit diesem Rückgang nicht erschöpfend beschrieben ist. Denn es gibt eine wachsende Zahl von Männern und Frauen, die sich als Laientheologen im Dienst an Kirche und Gesellschaft einsetzen wollen. – Der folgende Beitrag von Dr. *Ruud G. Scholten*, der als Soziologe an der Katholischen Theologischen Hochschule Amsterdam lehrt, wurde von *I. M. Urhahn-Winter* aus dem Niederländischen übersetzt.

Die Redaktion

DIE ERRICHTUNG der theologischen Hochschulen von Amsterdam, Heerlen, Tilburg und Utrecht in den sechziger Jahren war ein wichtiges Element in der nachkonziliaren Entwicklung der katholischen Kirche in den Niederlanden. Diese einschneidende Veränderung löste damals kaum Diskussionen aus: Die Zeit schien reif dafür, und die Entwicklung paßte in die damalige optimistische Atmosphäre von Erneuerung und Ausbruch aus der Isolation. Mit der Verleihung staatlicher Subventionen 1970 und der offiziellen Anerkennung der Hochschulen als vollwertige akademische Ausbildungsstätten in den folgenden Jahren war die Entwicklung aus der Sicht des niederländischen Staates und der Gesellschaft abgeschlossen. Ungefähr gleichzeitig meldeten sich aber innerhalb der Kirche erste Bedenken gegen diese Entwicklung, die bis auf den heutigen Tag einigermaßen umstritten ist. In einer solchen Situation empfiehlt es sich, der laufenden Diskussion eine auf Tatsachen beruhende Grundlage zu geben. Darum haben einige Soziologen, die an den verschiedenen theologischen Fakultäten und Hochschulen dozieren, nach gemeinsamer Beratung eine parallel laufende Umfrage an den genannten Hochschulen durchgeführt, die die Absolventen der Jahre 1967–1978 erfaßt.¹ Die Untersuchungsergebnisse (vgl. *Kasten*) werden im folgenden analysiert.

In Amsterdam, Heerlen, Tilburg und Utrecht handelt es sich um die Absolventen der ersten zwölf Jahre seit ihrer Existenz als Einrichtungen für wissenschaftliche theologische Forschung

¹ Hier die detaillierten Angaben zu den einzelnen Untersuchungsberichten: M.-J. Angenent, H. D. de Loor, J. Peters: *Theologen uit Nijmegen, een sociologisch onderzoek onder afgestudeerden van de theologische faculteit van de Katholieke Universiteit Nijmegen* (jaargangen 1968 t/m 1978), Nijmegen, Juni 1980. – M. Lemmen/P. Nollet: *Afgestudeerden-onderzoek HTP 1967–1978, uitslag van een enquête onder de afgestudeerden van de Hogeschool voor Theologie en Pastoraat te Heerlen*, Heerlen, Dezember 1979. – E. Roebroek: *Afgestudeerden van de KTHU 1967–1978*, Utrecht, Oktober 1979. – R. G. Scholten: *Afgestudeerden van de KTHA 1967–1978*, Amsterdam, Oktober 1979. – J. B. Sloot: *Afgestudeerden van de Theologische Faculteit Tilburg 1967–1978*, Tilburg, Oktober 1980.

und Lehre. Das heißt, es geht sowohl um Studenten, die 1967 von den konstituierenden Priesterseminaren bzw. Scholastikaten kamen und ihr Studium an den neugegründeten Hochschulen abschlossen (in den Berichten von Amsterdam, Tilburg und Utrecht der «erste Jahrgang» genannt), als auch um Studenten, die ihr Studium ab 1967 an der jeweiligen Hochschule anfangen und abschlossen (der «zweite Jahrgang»). Um eine vergleichbare Basis für die Untersuchung zu haben, schloß sich die Nijmeger Fakultät für den gleichen Zeitraum an.

An dem Forschungsprojekt beteiligten sich ungefähr zwei Drittel der Hochschulabsolventen, d. h. nach Hochschulen aufgeschlüsselt:

- Amsterdam: 79%, nämlich 141 der 178 Absolventen;
- Heerlen: 84%, nämlich 74 der 88 Absolventen;
- Nijmegen: 53%, nämlich 223 der 418 Absolventen;
- Tilburg: 72%, nämlich 84 der 117 Absolventen;
- Utrecht: 61%, nämlich 156 der 254 Absolventen.

Die theologischen Hochschulen und ihr «Ertrag»

Wenn man nach dem «Ertrag» der katholischen theologischen Fakultäten und Hochschulen in der Zeit von 1967 bis 1978 fragt, sollte man übrigens nicht nur auf Anzahl und Qualität ihrer Absolventen achten. Mindestens ebenso wichtig sind:

▷ die Präsenz der katholischen Theologie in der theologischen und überhaupt in der akademischen Welt;

▷ die wissenschaftliche Arbeit der Dozenten (und Studenten), die sich in Veröffentlichungen (Büchern, Artikeln, Berichten usw.) und in Vorträgen, Gutachten, Verwaltungs- und Kommissionsmitgliedschaften im kirchlichen und gesellschaftlichen Bereich u. ä. äußert;

▷ die Ausbildung von weiteren Studenten (z. B. solchen, die nicht dazu kamen, ihr Studium abzuschließen), von Gasthörern und Teilnehmern an post-akademischer Weiterbildung, theologischen Kursen, Symposien u. ä.;

▷ die weiteren theologischen und pastoraltheologischen Ausbildungsinstitute (theologische Ausbildung von künftigen Religionslehrern in Amsterdam, Sittard und Tilburg; pastoraltheologische Ausbildung in Tilburg; pastoraltheologische Schulen, Vorbereitungskurse u. ä.), deren Lehrkräfte mit von den theologischen Fakultäten und Hochschulen gestellt werden.

Wenn man die Zahl der Hochschulabsolventen betrachtet, sind an den katholischen theologischen Fakultäten und Hochschulen in der Zeit von 1967 bis 1978 insgesamt etwa *tausend* Studenten theologisch und pastoraltheologisch ausgebildet worden. Da an offenen akademischen Einrichtungen mit einer Abbrucherquote von etwa 50 Prozent zu rechnen ist, kann man für diesen Zeitraum von einer Zahl von ca. zweitausend katholischen Theologiestudenten ausgehen. Dies stimmt mit den in den sechziger Jahren aufgestellten Prognosen recht gut überein. Die Frage, ob die theologischen Fakultäten und Hochschulen mehr Studenten hätten festhalten können, läßt sich nicht so einfach beantworten: Beim Abbruch des Studiums spielen

Absolventen der katholisch-theologischen Hochschulen Hollands (1967–1978)

	Amsterdam (N = 141)	Heerlen (N = 74)	Nijmegen (N = 223)	Tilburg (N = 84)	Utrecht (N = 156)	
<i>Heutige Funktion:</i>	%	%	%	%	%	
Pfarrseelsorge	27	57	14	25	37	
Spezialseelsorge	20	7	13	15	} 20	
besondere kirchliche Funktionen	8	7	15	15		
Religionsunterricht	20	20	13	11	19	
theolog.-akadem. Funktionen	4	1	6	8	4	
andere Funktionen	15	7	(33)	18	12	
im Weiterstudium/arbeitslos/keine Angabe	6	1	6	7	8	
<i>Urteil über die Ausbildung:</i>						
adäquat	64	78	74	60	60	
<i>Kirchlicher Stand:</i>						
Laien	58	32	60	71	60	
Ordensleute (Nicht-Priester)	5	1	6	—	10	
Diakone/Priester	33	67	32	24	26	
Weltpriester	15	26	10	6	10	
Ordenspriester	18	41	22	18	16	
Andersgläubige	4	—	2	5	4	
<i>Geschlecht:</i>						
weiblich	4	1	4	2	11	
<i>Personenstand:</i>						
verheiratet	43	23	53	50	46	
<i>Soziales Milieu (Berufe der Väter):</i>						Volkszählung ¹
Freie und höhere Berufe ²	26	13	18	7	18	7,5
Landwirte	16	26	21	24	23	7,4
Inhaber von mittleren Betrieben/ Geschäften, selbständige Handwerker	25	13	15	} 27	17	10,3
Angestellte/mittlere Beamte	11	7	17		14	18,5
Angestellte/untergeordnete Beamte	11	15	10		14	11,7
Facharbeiter, sonstige Arbeiter	10	23	15	42	10	44,6
Keine Angabe	1	3	3	—	1	—

¹ Zum Vergleich: katholische Haushaltungsvorstände (in Prozent) bei der Volkszählung 1971.

² Freie Berufe, Geschäftsführer von größeren Unternehmen/Direktoren, leitende Angestellte/Beamte des höheren oder gehobenen Dienstes.

nicht nur persönliche und studienbezogene Faktoren eine Rolle, sondern auch allgemeinere gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen.

Mindestens vier Fünftel der Hochschulabsolventen arbeiten gegenwärtig im religiös-kirchlichen Sektor:

► in der Pfarrseelsorge (manchmal mit Schul- oder Distriktskatechese kombiniert), wobei die Zahlen zwischen 14% (Nijmegen) und 57% (Heerlen) variieren; soweit diese Hochschulabsolventen schon einmal die Stelle gewechselt haben, zeigt sich übrigens, daß die Pfarrseelsorge mehr Schwierigkeiten hat, die Leute zu halten: die späteren Abgänge aus der Pfarrseelsorge übertreffen die späteren Zuzüge; das heißt, daß direkt nach dem Studium mehr Absolventen in der Pfarrseelsorge arbeiteten, als die heutige Momentaufnahme zeigt;

► in der Spezialseelsorge (Krankenhaus-, Gefangenen-, Jugend-, Studenten-, Betriebsseelsorge u. ä.), wobei die Zahlen von 7% (Heerlen) bis 20% (Amsterdam) variieren;

► in besonderen kirchlichen Funktionen (Mitarbeit auf Dekanats-ebene, in diözesanen, nationalen, ökumenischen, konfessionellen und religiösen Einrichtungen und Organisationen), wobei der Anteil zwischen 4% (Tilburg)² und 8% (Amsterdam) schwankt;

► als Religionslehrer (vorwiegend an höheren Schulen, aber auch an Grund- oder Hauptschulen und berufsbildenden Schulen) – zwischen 11% (Tilburg) und 20% (Amsterdam und Heerlen); in den letzten fünfzehn Jahren hat sich der Religionsunterricht immer mehr zu einem besonderen Berufsfeld für Laientheologen entwickelt;

► in theologisch-akademischer Forschung und Lehre – zwischen 1% (Heerlen) und 8% (Tilburg), wobei die Laientheologen ebenfalls den Hauptanteil ausmachen.

Weniger als ein Fünftel der Absolventen arbeitet gegenwärtig außerhalb dieses Sektors in Unterricht und Wissenschaft, Gesundheitswesen, sozialer Fürsorge, sozial-kulturellen Einrichtungen, Massenmedien u. ä., nämlich zwischen 7% (Heerlen) und 18% (Tilburg). Daß sich für Nijmegen hier ein Anteil von einem Drittel ergibt, liegt an der dort praktizierten Fragestellung, die die Absolventen zuerst aufforderte, ihre heutige Funktion als «pastoral/kirchlich» oder «außerkirchlich/weltlich» einzustufen; vermutlich haben eine Reihe der Befragten ihre schulkatechetische, theologisch-akademische oder besondere Funktion nicht als «pastoral/kirchlich» ansehen wollen. Auffallend ist schließlich, daß es unter den Absolventen der theologischen Fakultäten und Hochschulen fast keine Arbeitslosen gibt.

Was ihr Studium betrifft, fühlen sich die Absolventen in ihrer Mehrzahl für ihre heutige Arbeit *adäquat ausgebildet*, vor allem diejenigen, die in der Seelsorge oder in theologisch-akademischen Funktionen arbeiten. Bei allen Fakultäten und Hochschulen sind die Religionslehrer etwas unzufriedener: hierin spiegelt sich nicht nur die allgemeine Kritik der Lehrer an der eigenen Ausbildung (sind sie doch selbst «Ausbildungsexperten»), sondern auch die Tatsache, daß man sich an den Hochschulen erst in den letzten Jahren ernsthaft der katechetischen Ausbildung angenommen hat.

Theologiestudenten und kirchliches Amt

Heerlen weist den höchsten Wert auf, was das kirchliche *Amt* betrifft: zwei Drittel der Hochschulabsolventen sind Diakone bzw. Priester. An den übrigen Orten schwankt der Anteil an Diakonen bzw. Priestern unter den Hochschulabsolventen zwischen einem Viertel und einem Drittel. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß die Katholiken mit einer gewissen Verspätung dieselbe Entwicklung durchlaufen wie die Protestanten (nach einer These von Gerhard Schmidtchen³): jedenfalls hat der «Ertrag» der katholischen Fakultäten und Hochschulen für das kirchliche Amt in den siebziger Jahren sehr viel Ähnlichkeit mit dem entsprechenden «Ertrag» der protestantischen theologi-

² Bei Tilburg fallen hierunter auch 11% Missionare, die die anderen Hochschulen je nach Tätigkeit einer der übrigen Kategorien zugeordnet haben.

³ G. Schmidtchen: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern 1973.

schen Einrichtungen in den sechziger Jahren. Wie im Laufe der siebziger Jahre bei den Protestanten das Interesse für das kirchliche Amt wieder gestiegen ist und die Zuzüge zur Pfarrseelsorge die Abgänge wieder übertroffen haben, könnte man eine ähnliche Entwicklung bei den Katholiken im Laufe der achtziger Jahre erwarten; es ist aber heikel, Prognosen aufzustellen, weil die Protestanten für das kirchliche Amt keine Zulassungsbeschränkungen in bezug auf Geschlecht und Personenstand mehr kennen.

Jedenfalls kommen einige Kategorien der Absolventen der katholischen theologischen Fakultäten und Hochschulen für das kirchliche Amt nicht in Frage: diejenigen, die einer anderen Glaubensgemeinschaft angehören (niederländisch Reformierte, streng Reformierte, Lutheraner u. ä.) – zwischen 0% (Heerlen) und 5% (Tilburg); die Frauen – zwischen 1% (Heerlen) und 11% (Utrecht); die laiierten Priester und/oder die aus Orden/Kongregationen Ausgetretenen – zwischen 4% (Utrecht) und gut 20% (Amsterdam und Nijmegen). Andere Absolventen wählten eine religiöse Lebensform ohne Priesterweihe – zwischen 0% (Tilburg) und 10% (Utrecht) – und vor allem die Lebensgemeinschaft der Ehe – zwischen 23% (Heerlen) und 53% (Nijmegen). Die Zulassung zum Priesteramt ist Sache der Kirchenpolitik und nicht der theologischen Fakultäten und Hochschulen, die am Bild von Kirche und Priestertum in der Öffentlichkeit wenig zu ändern vermögen. Wohl können sie ein Klima der freien Wahl für eine zölibatäre Lebensweise fördern, aber als offene akademische Einrichtungen können sie keine Anstalten zur Abschreckung von der Ehe sein.

Auffallend ist übrigens, daß bei allen Fakultäten und Hochschulen diejenigen, die den Priesterberuf gewählt haben, öfter Ordens- als Weltpriester geworden sind: diese «Regularen»-Tendenz beobachtet man gegenwärtig auch in der Pfarrseelsorge. Zugleich zeigt sich, daß die Priester im Gegensatz zu ihrer früheren Breitenarbeit immer ausschließlicher in der direkten Seelsorge arbeiten: man kann sagen, daß die Priester als Folge gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse «verkirchlichen» (nach einer These von Franz-Xaver Kaufmann⁴).

Wie und woher kommt man zum Theologiestudium?

Wenn man die Hochschulabsolventen nach Geburtsort und heutigem Wohnort einteilt, haben Amsterdam (Nord- und Südholland), Heerlen (Limburg) und Utrecht (Dollard bis Maas) deutlich eine regionale Funktion, und auch Tilburg (Nordbrabant/Seeland) weist eine steigende Regionalisierung auf; bei Nijmegen ist der regionale Charakter dagegen weniger ausgeprägt. Die Zahlen:

- Amsterdam: 67% geboren bzw. 68% wohnhaft in Nord/Südholland;
- Heerlen: 64% geboren bzw. 64% wohnhaft in Limburg;
- Nijmegen: 43% geboren bzw. 57% wohnhaft in Gelderland/Nordbrabant/Limburg;
- Tilburg: 46% geboren in Nordbrabant/Seeland;
- Utrecht: 62% geboren bzw. 63% wohnhaft in Utrecht/Gelderland/Overijssel/Norden.

Übrigens wäre eine Frage nach dem «Wohnort beim Besuch der höheren Schule» besser gewesen als die Frage nach dem «Geburtsort»: Von welchen Schulen geht man heutzutage auf die theologischen Fakultäten, nachdem es keine Kleinen Seminare (Knabenseminare) mehr gibt?

Bei allen Fakultäten und Hochschulen stammen die Absolventen überwiegend aus relativ kinderreichen Familien: Der Geburtenrückgang bei den Katholiken wird sich auf der Hochschulstufe erst nach 1985 bemerkbar machen.

Was den Beruf des Vaters der Absolventen betrifft, beobachten wir – verglichen mit den Berufen der katholischen Haushaltungsvorstände im allgemeinen (Volkszählung 1971) – bei Am-

⁴ F.-X. Kaufmann: Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg/Br. 1979.

sterdam, Heerlen, Nijmegen und Utrecht eine überdurchschnittliche Vertretung höherer Berufe, der Landwirte und des alten Mittelstandes; dagegen ist der neue Mittelstand leicht untervertreten, und die Arbeiter liegen stark unter dem Durchschnitt; nur Tilburg weist (abgesehen von der überdurchschnittlichen Vertretung der Landwirte) eine Rekrutierung aus allen sozialen Schichten aus, wobei vor allem die hohe Anzahl der Absolventen aus dem Arbeitermilieu (42%) auffällt.

In der Untersuchung wurde wohl nach der kirchlichen Zugehörigkeit gefragt, nicht aber nach der weiteren religiösen Herkunft der Absolventen. Stammen sie überwiegend aus kirchlichem Haus? Kamen sie zum Theologiestudium vor allem durch die Pfarrgemeinde (Pfarrer, Jugendchor, Liturgiegruppe, Dritte-Welt-Gruppe u. ä.), durch die Schule (Religionslehrer, Katechet, Besuch einer katholischen Schule oder nicht) oder durch überregionale religiöse Bewegungen (Pax Christi, Taizé u. ä.)?

Weitere Untersuchungsergebnisse, die hier nicht kommentiert werden, betreffen die Politik der Hochschulen in Sachen Information, Vorbildung, Forschung und post-akademische Weiterbildung. Schließlich zeigen die Forschungsberichte, daß innerkirchliche Entwicklungen eine große Rolle spielen: katholische Theologiestudenten reagieren vermutlich empfindlicher auf die Kirche als protestantische. Die theologischen Fakultäten und Hochschulen haben wenig Einfluß auf die *Kirchenpolitik*, aber sie bekommen sehr wohl deren Auswirkungen zu spüren. Die immer etwas verwundbaren Einrichtungen für wissenschaftliche Forschung und Lehre, die zwischen Theologie, Kirche und den neuen Generationen vermitteln müssen, dürfen nicht jahrelang Gegenstand kirchenpolitischer Uneinigkeit sein: Auf diese Weise setzt die römisch-katholische Kirche in den Niederlanden ihre intellektuelle Zukunft und damit die Qualität ihrer pastoralen Dienste aufs Spiel. *Ruud G. Scholten, Amsterdam*

Schweizer Pastoralforum: um lebendige Gemeinden

In Lugano, dem jüngsten Bischofssitz der Schweiz, der wie die meisten andern Bischofssitze am Rand des Territoriums der Eidgenossenschaft liegt, tagte vom 29. Oktober bis zum 1. November das *Zweite Interdiözesane Pastoralforum*. Das Bistum hatte 1972-75 im Rahmen der sogenannten «Synode 72» eine sehr lebendige Diözesansynode (mit Tagungsort Bellinzona) erlebt, wodurch die hauptsächlich «nördliche» *synodale Bewegung* auch den italienisch-lombardischen Kulturraum berührte. Diese Bewegung scheint inzwischen so gut wie «gestorben» zu sein, und nur in zwei Ländern hat man sich um *Nachfolge-Institutionen* gekümmert: in *Holland* und in der *Schweiz*. Der Zufall wollte es, daß heuer zur gleichen Zeit, in den Tagen vor Allerheiligen, an der Nordseeküste (in Noordwijkerhout) die «Landesweite Pastorale Beratung» (LPO = Landelijk Pastoraal Overleg) der holländischen Katholiken und in der größten Tessinerstadt das Schweizer Pastoralforum zusammentraten.

Geretteter Rest der synodalen Bewegung

Beide Veranstaltungen sind nicht das, was sich die jeweiligen Synoden für die Zukunft gewünscht hatten. Sowohl in Holland wie in der Schweiz hatte man an eine permanente bzw. periodisch zusammentretende Institution nach Art eines diözesanen Seelsorgerats – nur eben auf überdiözesaner Ebene – gedacht. So etwas gibt es seit Beginn der siebziger Jahre in Belgien, und zwar auf der Basis des *flämischen* Sprachgebiets, aus dessen Diözesen die Bischöfe mit Priestern und Laien nun also schon über ein Jahrzehnt jeweils dreimal im Jahr zusammenkommen. Analog sollte in Holland auf Landesebene ein *permanenter Pastoralrat* entstehen, wogegen Rom Einspruch erhob. Die LPO trat dann 1973 erstmals «ad hoc» (zum Thema «Gerechtigkeit») zusammen. Auch weitere seither anberaumte Versammlungen waren jeweils *einem* Hauptthema gewidmet, doch nicht so exklusiv, daß nicht auch noch aktuelle Sorgen, wie sie vielen auf den Nägeln brannten, hätten geäußert werden können.¹ Gerade dies, die Reaktion auf die Aktualität, d. h. auf das, was die Menschen bewegt, scheint nun ja der in der Schweiz gewählte Name «*Forum*» noch besonders nahezuliegen.

¹ Zu Vorgeschichte und Verlauf der ersten «Nationalen Beratung» in Noordwijkerhout nach dem Pastorkonzil vgl. Orientierung 1973, S. 28ff., besonders Anm. 2-5 (Parallelen und Hintergründe hinsichtlich der römischen Bedenken gegenüber «nationalen» Gremien). Die diesjährige Zusammenkunft war dem Thema *Katechese* gewidmet. Von den seit der römischen Sondersynode für Holland vom Januar 1980 brennenden und strittigen Problemen (z. B. Theologenausbildung; vgl. den Beitrag von R. G. Scholten in dieser Nummer) kam keines zur Sprache. Dennoch blieb Bischof *Gijsen* von Roermond der Versammlung fern. Auf stillere Weise bleibt auch dem flämischen Pastoralrat ein Bischof, dem diese Art Beratung nicht liegt, seit Jahren fern.

Als «Pastoralforum» war man schon im Dezember 1978 ein erstes Mal in Einsiedeln zusammengelassen.² Im Vordergrund stand damals ein Rechenschaftsbericht über die drei seit Abschluß der Synode vergangenen Jahre, wobei in erster Linie nach dem gefragt wurde, was «oben» (bzw. nach und von «noch weiter oben») getan, weitergeleitet, beantwortet (oder auch nicht beantwortet) worden sei. Ferner wollte man für die Zukunft pastorale Schwerpunkte setzen. Es waren vor allem Voten aus der Westschweiz, die als Hauptziel aller Pastoral die «*lebendige und missionarische Gemeinde*» bezeichneten, und zwar «*im Hinblick auf die sozio-kulturellen und ökonomisch-politischen Gegebenheiten in der Welt von heute*». Das Forum und auch die Bischöfe machten sich diese Grundsatzklärung, die somit den gesamtgesellschaftlichen Kontext jeder kirchlich-pastoralen Analyse betonte, zu eigen. Doch im Verlauf der Abstimmungen über die pastoralen Schwerpunkte im einzelnen wurde die Thematik von der *Gemeinde und ihren Dienstämtern* zur «*Priorität der Prioritäten*» erhoben. Von da aus schälte sich dann auch die Thematik für das diesjährige Forum heraus: «*Die lebendige und missionarische Gemeinde, ihre Dienste und Ämter*». Der Blick war somit vor allem auf die innerkirchliche Situation gerichtet, insofern sie durch Stichwörter wie *Priestermangel* und «*priesterlose Gemeinden*» gekennzeichnet ist. Lediglich das Adjektiv «*missionarisch*» wies auf die notwendige Erweiterung des Horizonts im Sinne des oben erwähnten «*Kontexts*» hin. Doch in den rund 440 (meist von Gruppen stammenden) Eingaben sind fast nur die westschweizerischen auf diese Perspektive eingegangen.

Kirche «für sich selbst» oder Kirche für die Welt?

Es war der aufgeschlossene Luganeser Generalvikar *Azzolino Chiappini*, seinerzeit Präsident der Tessiner Diözesansynode, der in einem *Offenen Brief* diesen Mangel vor allem in den deutschschweizerischen, zum Teil auch in den Tessiner Äußerungen aufdeckte. Aus jedem der drei Haupt-Sprachgebiete (offiziell gilt auch noch das Romanische als Landessprache) war jemand beauftragt worden, alle Antworten auf die sogenannte Vernehmlassung zu lesen und aus je eigener Sicht nach einem «*roten Faden*» zu suchen und eine Stellungnahme zu veröffentlichen. Chiappini fand nun also nicht nur das Gesagte, sondern auch das Ungesagte, die Leerstellen wichtig. «*Als Gemeinde*», so schrieb er, «*verwirklicht sich die Kirche nicht, wenn sie nur für sich selbst lebt, sondern wenn sie für die Welt und für den Herrn lebt.*» Er sieht die Kirche in der Situation der «*Diaspora*», die auch nach einer Pastoral der Diaspora, d. h. nach einer «*kreativen, beweglichen und zum Dialog mit allen Menschen be-*

² Vgl. Orientierung 1979, S. 10ff.

reiten Haltung», ruft, nach einer Diensthaltung, wie sie im berühmten Vergleich des frühchristlichen Briefs an Diognet so prägnant umschrieben ist: die Christen als Seele der Welt.

Keine Zeit für Aktualität

Ein noch jüngerer Tessiner, *Aldo Lafranchi* – er erinnerte an die während der Synode sehr lebendige, jetzt nicht mehr in Erscheinung tretende Laiengruppe um Fulvio Caccia (heute Regierungsrat), Alberto Lepori u. a. –, zog Chiappinis Linie noch konkreter aus. Er nannte die Schweizer Kirche eine «müde Kirche» nach der Art «aller Kirchen in den westlichen Industriestaaten».³ Um ihr die fehlende Vitalität wiederzugeben, hätten die einen eine Stärkung der inneren Strukturen, zum Beispiel durch die Weihe verheirateter Männer (*viri probati*), im Auge, wogegen andere «eine Kirche für die Schweiz der achtziger Jahre in einer Welt mit dem Problem des Hungers als absolut erster Dringlichkeit» anstrebten. Je nachdem verändere sich auch die Sicht auf die Ämter und Dienste. Und ebenso verändere sich die – schläfrige oder wache – Einstellung zur Rolle der Schweiz in der Wirtschafts- und Finanzmisere der Dritten Welt, zum *Bankgeheimnis*, das immer noch die Anlage von Fluchtgeldern in unserem Land begünstigt, zur *Bankeninitiative*, die diesem Übel zu Leibe rücken will usw. Dank Lafranchi stand das Pastoralforum vor dem formellen und aktuellen Antrag, selber zur Bankeninitiative Stellung zu nehmen.

Dieser Bezug zu einer «weltlichen» Aktualität war aber für das Pastoralforum eher atypisch. Als auf dem ersten von zwei Pressegesprächen gefragt wurde, warum nicht das brennende Problem der *Jugend* (Drogengefährdung, «Bewegung» für Autonome Jugendzentren usw.) aufgegriffen und zum Hauptthema gemacht worden sei, wurde einerseits auf den Quasi-Auftrag von Einsiedeln (1978) verwiesen, der den Bischöfen praktisch die Hände gebunden habe; andererseits verlautete, daß die Bischofskonferenz sich mit diesem Problem selber überhaupt noch nicht befaßt habe. Tatsächlich ließ die Konzeption des diesjährigen Forums eine Umstellung auf solche Aktualität kaum zu, hatte man doch von Einsiedeln zusätzlich zum Thema auch den Wunsch nach einer *gründlichen Vorbereitung* übernommen. In dieser spielten das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut in St. Gallen (Leitung *Alois Odermatt*) und die Pastoralplanungskommission der Bischofskonferenz die Hauptrolle. Die beiden anderen «Offenen Briefe» wurden denn auch je vom Präsidenten (*Louis Crausaz*, Lausanne) und Vizepräsidenten (*Niklaus Knecht*, St. Gallen) dieser Kommission verfaßt: beide steuerten entschieden auf die Thematik Gemeinde/Ämter zu.

Gemeinde und Gemeindeleitung

Knecht (selber Laie und Pastoralassistent) ging von den *Ängsten* aus, die sowohl das Schwinden der Priesterzahl wie die Rollenunsicherheit der Laien im kirchlichen Dienst auslösten. Die vom Vatikanum II geförderte zentrale Stellung der Eucharistiefeier, bei der dem Priester eine Schlüsselrolle zukomme, verstärkte diese Ängste: alles Denken konzentrierte sich dann darauf, wie für die Gemeinden die Feier der Eucharistie sichergestellt werden könne. Dreierlei Wege seien denkbar:

– Ausklammerung aller Fragen rund um das Amt und die Rolle des Priesters. Man legt einfach Gemeinden zusammen und organisiert ein «Notstandsprogramm».

– Intensive Förderung der geistlichen Berufe und Warten auf bessere Zeiten.

– Suchen nach neuen Formen der Gemeinde, die nicht ausschließlich auf den Priester/Seelsorger ausgerichtet sind.

Knecht (wie übrigens auch der Brief von Crausaz) plädierte für den dritten Weg, und das Pastoralforum folgte ihm.

Eindeutig verworfen wurde die Zusammenlegung von Pfarreien. Die Auflösung kleiner Pfarreien wurde als «sinnlos» bezeichnet: «je kleiner desto besser» konnte man hören; eine Umfrage des Bischofs von Chur in Gemeinden Graubündens bestätigt diese These.

Dementsprechend wurde der *Entkoppelung der Funktionen von Gemeindeleiter und Priester* das Wort geredet. In einem der Sektionsberichte nennt man es «Mut», die folgende Aussa-

Befreiende Selbsterkenntnis

Werkwochen christlicher Persönlichkeitsbildung

- I – Aufbau der Persönlichkeit
3.–9. Januar 82; 19.–25. April 82
3.–9. Juli 82
- II – Entwicklung der Persönlichkeit
21.–27. Februar 82; 22.–28. August 82
- III – Das Gemütsleben
11.–17. Juli 82
- IV – Körper und Persönlichkeit
10.–16. Oktober 82

Diese Werkwochen werden regelmäßig wiederholt. Die Teile II, III und IV setzen jeweils die erste Woche voraus.

Leitung: Jean Rotzetter SJ, Sr. Anne-Marie Bühler, Ärztin, Sr. Andrea Dicht.

Auskunft und Anmeldung:

NOTRE-DAME DE LA ROUTE, 21, chemin des Eaux-Vives,
1752 Villars-sur-Glâne/Fribourg/Schweiz, Tel. (037) 240221.

ge zu machen: «*Die Krise der kirchlichen Berufe* und der Rückgang der Priesterzahlen können als eine «Gnade» gedeutet werden, als eine Aufforderung an die christliche Gemeinde, anders zu leben.»

An der Pressekonferenz meinte aber der Sprecher eben dieser Sektion (IV), der Kapuziner *Adelhelm Bünter*, heute sei es nicht mehr mutig, so etwas zu sagen; den Mut brauche es vielmehr zum Beschreiten der neuen Wege, die eine grundlegende Mentalitätsänderung (weg vom religiösen Versorgungs- und Konsumdenken) voraussetzten. Tatsächlich wußte diese Sektion, die ihren Text zuerst auf Französisch verfaßte und ihm den Titel «*L'équipe pastorale*» gab, für die «weiteren Schritte» nichts Besseres anzugeben, als was bereits vor sechs Jahren die Diözesansynode von Chur als Modell für den «Laien als Gemeindeleiter» erarbeitet hat. Hier ein Auszug:

Wo kein ordinerter Amtsträger zur Verfügung steht oder wo es aus anderen Gründen für angezeigt erscheint, soll an dessen Stelle ein Laie (Mann oder Frau) die Gemeindeleitung übernehmen. Dieser Gemeindeleiter steht einem *Seelsorgeteam* vor. Dem Team gehört ein ordinerter Priester an, der aber nur bestimmte (in der jeweiligen Situation zu umschreibende) Aufgaben übernimmt, die sich jedoch nicht nur auf die Sakramentenspendung beschränken sollen. (...)

Die Notlage in den bestehenden Pfarreien wird immer drängender, und viele (vor allem ältere) Priester fühlen sich von den wachsenden Aufgaben überfordert. Deshalb soll die Verwirklichung dieses Modells unmittelbar an die Hand genommen werden.

Die hier herausgestellte Überforderung des Priesters will man inzwischen auch den jungen Kräften nicht mehr zumuten, und man rückt zudem von der Vorstellung ab, mit *dieser* überfordernden Priesterrolle verheiratete Männer (*viri probati*) oder auch Frauen belasten zu wollen. Nach Bünter ist in der Zeit seit der Synode das Bewußtsein so weit gereift, daß man überhaupt vom «Fallschirmprinzip» abgekommen sei, nämlich von der Vorstellung, als könnten «Seminaristen» oder irgendwo rekrutierte Männer bzw. Frauen, die vom Bischof geweiht würden, einer Gemeinde das Heil bringen. Nach dem Sektionsbericht muß sich vielmehr die Rolle des Priesters innerhalb der Gemeinde «weiterentwickeln»: «Vom «Tausendsassa», der alles konnte und oft als recht unfehlbar betrachtet wurde, wird er vermehrt in seine eigentliche Rolle hineinwachsen müssen: in das Dienstant der Einheit. Der Priester wird sich in diesem Sinn voll und ganz in das Pastoralteam hineinbegeben. Er wird die Bindungen zwischen den einzelnen Menschen und Personkreisen stärken ...»

Der eine oder andere Beobachter hat sich gefragt, ob man mit dieser Hervorhebung des «Teams» nicht so etwas wie ein Alibi geschaffen habe, um das heiße Eisen des Zölibats und des Priestertums der Frau nicht anfassen zu müssen. Für den genannten Sektionsbericht stimmt das auf jeden Fall nicht. Nachdem

³ Corriere del Ticino, 30. 10. 1981, S. 8 (Tribuna libera).

als Höhepunkt des einheitsstiftenden Priesteramtes die Eucharistie genannt ist, betont er, Priesteramt und Eucharistie seien somit für das Leben einer christlichen Gemeinde unabdingbar: «Die Gemeinde darf ihrer nicht entblößt werden. Darum wird es als notwendig erachtet, daß die Möglichkeit weiter erforscht wird, verheiratete Männer und Frauen zu ordinieren.»

Um die vollgültige Beteiligung der Frau

Über die Stellung der Frau in der Kirche beriet eine eigene Sektion (III). Für Frau *Rita Bausch*, Pfarreiheiferin in Tägerwilen/Thurgau (Bistum Basel), die darüber vor der Presse sprach, war es ein Erlebnis, daß erstmals in einem solchen Gremium die Frauen als solche als Personengruppe angesprochen waren.⁴ Sie waren sogar die einzigen, für die dies auf dem Forum der Fall war. Frau Bausch hatte allerdings den Eindruck, daß man bei diesem Thema «zu sehr an der Oberfläche» blieb: es «fehlte an anthropologischem und theologischem Tiefgang». Auch spüre man immer noch «Ängste», z. B. hinsichtlich der Sexualität. Für entscheidend hielt es diese Frau – und darin fand sie allgemeine Zustimmung –, daß man nicht von Strukturen, sondern von Bedürfnissen ausgehe. Um die Hindernisse zu beseitigen, die der Frau immer noch den Weg zur vollen Mitverantwortung versperrten, bedürfe es der «Umkehr» aller. Alle Glieder der Gemeinden wurden deshalb eingeladen, in gegenseitigem Vertrauen Neues zu wagen, Talente und Berufungen anzuerkennen. Mit einigen *Optionen* wurden ganz bestimmte Adressaten angesprochen. «Wir wenden uns», so heißt es da,

▷ an die *Gemeinden*, in der Bewußtseinsbildung die ganze Problematik zum eigenen Anliegen zu machen. Das heißt konkret:

- die Frau im kirchlichen Dienst genauso anzunehmen wie den Mann;
- die ledige und die verheiratete Frau ebenso anzuerkennen wie die Ordensfrau; die Ordensfrauen möchten sich in diesen Prozeß einbezogen wissen und nicht außerhalb stehen;

▷ an die *Priester, Pfarrer, Seelsorger*, die Frau als fähige Partnerin voll anzuerkennen und mit ihr partnerschaftlich zusammenzuarbeiten;

▷ an die *Frauen*, nicht vor dem eigenen Mut zurückzuschrecken und das neue Selbstverständnis mit Freude anzunehmen;

▷ an die einzelnen *Bischöfe, die Religiosenkongregation, die Äbte*, die Ordensfrauen, besonders die kontemplativen Schwestern, aus der bisherigen Bevormundung zu entlassen;

⁴ Von 139 Teilnehmern waren 33 Frauen. Ihrer 14 bildeten – zusammen mit 6 Männern (nebst zwei nichtkatholischen Gästen) die Sektion III: «Die neue Situation der Frau und die Dienstämter».



ORIENTIERUNG.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982:

Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 37.-/Halbjahr DM 21.-/Studenten DM 28.-

Österreich: öS 285.-/Halbjahr öS 160.-/Studenten öS 200.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

▷ an die *Bischofskonferenz*, das Studium der neuen Anthropologie Mann/Frau weiterzuführen. Gerade in diesen Fragen wäre zu überlegen, ob nicht auch eine theologische Kommission den Weg von der Erfahrung zur Theorie gehen könnte. Ferner, dahinzuwirken, daß die Frau auf allen Stufen der kirchlichen Instanzen präsent ist: in den kirchlichen Laiengremien, im Seelsorgeteam bis zur Gemeindeleitung, im Lehramt. Nach wie vor wünschen wir Vertreter der Schweizer Katholiken die Einführung des Diakonats der Frau. Die Bischöfe mögen dahinwirken, daß die Frage der Priesterweihe offengehalten wird. Es geht der Frau dabei nicht um Machtanspruch, sondern um einen Dienst an der Gemeinde in einem tieferen Sinn. Diesen Schritt sähen wir als eine Hilfe zur Entflechtung von Priestertum und Macht.»

Wer diesen Text, der keinerlei Widerspruch fand, ruhig durchliest, kann feststellen, daß die Frage der Priesterweihe der Frau hier mit der größten Selbstverständlichkeit als «offene» Frage betrachtet wird, von der die Bischöfe sorgen sollen, daß sie auch weiterhin «offengehalten» wird. Der römische Spruch von 1976 in dieser Frage ist somit nicht, jedenfalls nicht als endgültig, rezipiert worden. Und während man immer wieder hören konnte, es sei das zu tun, was «im Moment möglich» sei, wurde das allgemeine Bewußtsein deutlich, daß es sich in der ganzen Frage der Stellung der Frau, in der Kirche so gut wie in der Gesellschaft, nicht um ein dogmatisches Problem, sondern um eine Frage der Zeit handle.

Ein Forum mit jeweils zwei Sessionen?

Zum Schluß ist allerdings darauf hinzuweisen, daß – auch nach Aussage der Sprecher – die schriftlichen Sektionsberichte etwas Unfertiges darstellen und keineswegs ausreichend die Dynamik wiedergeben, die in den Sektionen herrschte. Es war deshalb schade, daß nicht einmal die Berichtstatter, die von Anfang an da waren, zur Arbeit der Sektionen zugelassen wurden. Mehrere Sektionsmitglieder haben dies ausdrücklich bedauert. Andererseits war zu vernehmen, daß man sich durch die Aufgabe, in so kurzer Zeit Optionen bzw. Berichte zu formulieren, überfordert fühlte. Jedenfalls gab es zu keinem der Berichte oder Optionen Abstimmungen im Plenum, sondern lediglich zu zwei Anträgen zur Bankeninitiative und zur Solidarität mit den Schwarzen in Südafrika. In beiden Fällen folgte man einem Gegenantrag des Präsidiums, die Sache (in zustimmendem Sinne) zur weiteren Bearbeitung an die (bereits damit befaßte) Kommission «Iustitia et Pax» zu überweisen. Im Klartext hieß das, daß das Forum keine Zeit hatte, selber auf die Frage einzugehen. Zeitmangel herrschte somit allenthalben.

Um den Arbeitsgang des Pastoralforums fruchtbarer zu gestalten, scheint sich deshalb die Idee von *jeweils zwei Sessionen* zum gleichen Thema aufzudrängen, so daß in der Zwischenzeit weitergearbeitet werden kann. Vielleicht könnte auch die Erfahrung des flämischen Pastoralrats hilfreich sein, der jeweils in einer Tagung (Freitag nachmittag bis Samstag nachmittag) ein Thema abschließt und ein anderes einleitet, wobei nebenher erst noch Aussprachemöglichkeiten über aktuelle Themen bestehen. Die Frage einer gewissen Permanenz bzw. Periodizität scheint im Augenblick vordringlicher als die von mehr oder weniger Verbindlichkeit. Denn, so läßt sich wohl sagen, mag das Forum auch nicht verbindlich sein, jedenfalls wirkt es verbindend.

Ludwig Kaufmann

ZUR TITELSEITE

Hermann Brandt, ein evangelischer Theologe, der früher in São Leopoldo (Südbrasilien) wirkte, hat Gleichnisse, Psalmen, Briefe, Gebete und Liturgien gesammelt, die zuallermeist nur in hektographierten Heften unter den ärmsten Schichten der brasilianischen Bevölkerung zirkulieren. Er sieht in dieser «Flugschriften-Theologie» das wirklich Neue und Eigenständige im theologischen Schaffen Lateinamerikas. Der Titel stammt aus einer Botschaft der Kirche von Goiás (bekannt durch Bischof Balduino OP, Anwalt der Indianer), wo es heißt: «Die Kirche ist wie ein Topf: *Die Glut kommt von unten.*» Das Buch (167 S., DM/Fr. 14.80, Neukirchener Verlag 1981) bringt vor allem anonyme Texte, eingerahmt mit den Gleichnissen bzw. Vergleichen von *Mesters*. Dessen Wirken hat Brandt zuvor in Zeitschriftenartikeln (u. a. Materialdienst, Bensheim, 1979, S. 36ff.) dargestellt.